

Zur ambivalenten Bedeutung der Familie für Frauen

Eckart, Christel; Jurczyk, Karin; Ostner, Ilona; Rerrich, Marcsi; Schenk, Herrad; Walser, Karin

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Eckart, C., Jurczyk, K., Ostner, I., Rerrich, M., Schenk, H., & Walser, K. (1981). Zur ambivalenten Bedeutung der Familie für Frauen. In W. Schulte (Hrsg.), *Soziologie in der Gesellschaft: Referate aus den Veranstaltungen der Sektionen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der Ad-hoc-Gruppen und des Berufsverbandes Deutscher Soziologen beim 20. Deutschen Soziologentag in Bremen 1980* (S. 86-95). Bremen: Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-188485>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

ZUR AMBIVALENTEN BEDEUTUNG DER FAMILIE FÜR FRAUEN

Autorinnenkollektiv 1 der Sektion Frauenforschung

Das Referat entstand in Gruppenarbeit. Autorinnen waren Christel Eckart, Karin Jurczyk, Ilona Ostner, Marcsi Rerrich, Herrad Schenk und Karin Walser; mitgearbeitet haben Lerke Gravenhorst, Marianne Krüll, Karin Lingebrink, Ute Luig, Regina Schaps und Anneli Schmitz.

Zum Aufbau des Referates: Wir fragen danach, was Familie für Frauen bedeutet. Wir gehen davon aus, daß Familie für Frauen noch nie ein ungebrochen positiv besetzter und gewünschter Lebensbereich war. Frauen haben zum Teil sehr hohe Kosten für die Erfüllung ihres Wunsches nach Familie zu tragen, die sie auf sich nehmen, weil das Bedürfnis nach Liebe und Geborgenheit in einem eigenen Bereich unentwirrbar verknüpft sein kann mit einem ökonomischen Interesse am Versorgtsein durch Ehe. (Familie besitzt für alle Familienmitglieder solche "doppelten" Bedeutungen.)

Solche Thesen sollen in folgenden Schritten näher ausgeführt werden: Zunächst einige grundlegende Gedanken zu Familie als "Problemstruktur" und ihrer historischen Entstehung, daran anknüpfend Überlegungen zur Hausarbeit und ihrer historischen Veränderung. Da es problematisch ist, von der Bedeutung der Familie für Frauen schlechthin zu reden, soll auf die Verschiedenheit und Veränderbarkeit der Bedeutung von Familie für Frauen in unterschiedlichen Milieus und Lebensphasen eingegangen werden. Abschließend wird am Beispiel des Dritten Familienberichts kurz gezeigt, wie Familienpolitik auf Probleme reagiert, die Frauen offensichtlich mit "Familie" haben.

Zwei Thesen leiten unsere Überlegungen zur "Problemstruktur" Familie: (a) Familie kann beschrieben werden als Dialektik von Eigenleben und Fremdbestimmtheit; (b) Die Interessen der einzelnen Familienmitglieder an Familie unterscheiden sich. Gemeinsamkeit, ein gemeinsames Interesse an Familie, muß erst hergestellt werden.

Alltagsverstand und auch Familiensoziologie gehen davon aus, daß Familie, gerade weil sie "freigesetzt" ist von der Sorge für den Lebensunterhalt, "zu sich selbst kommen kann". "Zu sich selbst kommen" - damit ist (z.B. nach TYRELL 1979, S. 20) ein solidarisches, liebevolles und fürsorgliches Zusammenleben "um seiner selbst willen" gemeint. "Frei" von Arbeit, die den Lebensunterhalt sichert, - d.h. frei von tauschorientierter Arbeit - verheißt den meisten Menschen Familie "eine eigene Lebensgestaltung ohne Einmischung von außen, verspricht die Möglichkeit selbstbestimmter sinnlicher Erfahrung in zwischenmenschlichen Beziehungen" jenseits von Tausch-rationalität (vgl. OSTNER/PIEPER 1980, S. 97; WAHL u.a. 1980). In der wissenschaftlichen Diskussion erschien Familie als System, das jener Norm einer tauschfreien "solidarischen Selbstzweckhaftigkeit" entspricht. Erst mit der These von Funktionsverlust und -verlagerung rückten in den fünfziger Jahren Erklärungsversuche für das Auseinanderklaffen von Norm und Familienwirklichkeit und für die allenthalben sichtbare "Anfälligkeit" des Familienlebens in den Vordergrund. Doch greifen solche Erklärungsversuche für die Anfälligkeit von Familie u.E. zu kurz; sie sind darüber hinaus unhistorisch, weil sie vorgeben, daß es einmal eine Zeit gegeben habe, in der dieses "Modell Familie" - Familie als private, selbstzweckhafte und solidarische Lebensform - habe verwirklicht werden können. Dabei wird übersehen, daß Familie als private Lebensform historisch überhaupt erst mit der Durchsetzung entwickelter Warenproduktion entsteht und zwar bereits in der strukturellen Anfälligkeit, die "Familienleben" so schwierig macht. Erst die entwickelte Warenproduktion brachte die strikte Trennung in einen Erwerbzbereich, in dem Arbeitsvermögen verwertet, und in einen privaten Bereich hervor, in dem für die (Wieder)Herstellung von Arbeitsvermögen gearbeitet wird: Sie erst machte diese Trennung notwendig, der - zumindest der Norm nach - eine geschlechtsspezifische Zuweisung des Mannes (eher) zum Erwerbzbereich und der Frau (eher) zum Arbeitsbereich Familie entspricht. (Beide Bereiche bedingen sich dabei gegenseitig in ihrer jeweiligen Einseitigkeit und Begrenztheit.)

Was macht nun das Familienleben so schwierig? Während allgemein behauptet wird, daß in Familie, gerade weil sie "frei" von Arbeit für den geldvermittelten Lebensunterhalt ist, ein selbstbestimmtes Leben möglich wird, gehen wir davon aus, daß eben diese "Freiheit", diese Privatheit der Familie, diese zugleich in vielfältige Abhän-

gigkeit verstrickt. Vereinfacht gesagt bedeutet das: Familie kann nicht aus sich selbst heraus existieren. Sie ist abhängig davon, daß wenigstens ein Familienmitglied dauerhaft außerhäuslich seine Arbeitskraft anbietet. An diesen Zwang sind weitere Zwänge für Familie gebunden: z.B. die Ausrichtung familialer Zeitstruktur an den Zeiterfordernissen beruflicher Arbeit; oder die vorrangige Orientierung an den Bedürfnissen des berufstätigen Familienmitgliedes usw. Nimmt man diese Zwänge als unausweichlich, so stellt allerdings Familie dennoch eine Form dar, die offen ist für vielfältigste und unterschiedlichste Bestimmungen, - soweit sie eben nur private sind. So steht - anders als in vorindustriellen Sozialformen, wo Form (z.B. "Hof" oder "Haushalt") und Überlebenssicherung unmittelbar zusammenfielen, weshalb wir hier auch nicht von "Familie" sprechen - der Zusammenhalt der privaten Lebensform Familie, des "unvollständigen" Bereiches, immer neu zur Disposition. Hierin liegt ein Moment struktureller Anfälligkeit. Familie kann nicht nur ökonomisch nicht aus sich heraus existieren. Mit der Freisetzung von der lebensunterhaltsichernden Arbeit ist ihr auch eine wesentliche Grundlage der Wissensproduktion entzogen worden.

Und doch liegt in der Offenheit der Familie für vielfältigste private Bestimmungen ein Stück weit eine Chance für ein - wenn auch konflikträchtiges - Eigenleben. Familie kann die unterschiedlichsten Bedeutungen und Sinngehalte bekommen - und zwar unterschiedlich für Mann, Frau und Kind und jeweils "gebrochen" nach Familienphase und Milieu, was dazu führt, daß Gemeinsamkeit immer wieder erst hergestellt, "ausgehandelt" werden muß. Solidarität konstituiert Familie eben nicht von vornherein. So sucht das berufstätige Familienmitglied - in der Regel der Mann - seine Familie für seine Eigeninteressen nach Ruhe, Entspannung, z.T. auch nach Wiedergutmachung negativer Erwerbsarbeitserfahrungen zu nutzen. Als Ehefrau und Mutter hat die Frau - anders als der Mann - ein unmittelbar ökonomisches Interesse an Ehe und Familie, das nicht ohne weiteres zu trennen ist von emotionalen Bedürfnissen. Das mehr oder weniger freiwillige "Freigestelltsein" von Ehefrauen und Müttern in der Familie von Erwerbsarbeit, das eine gewisse Entlastung und einen Spielraum in der Gestaltung des privaten Alltages mit sich bringt, kann je nach Lebenssituation und je nachdem, inwieweit es Frauen gelingt, in der Familie ihre Interessen nach Versorgtsein, Kindern, Liebe zu verwirklichen, zum Vorteil geraten; diese "Freiheit" kann

sich jedoch sehr schnell als Bumerang und als Unfreiheit besonderer Art erweisen, vor allem wenn man bedenkt, daß mit der geschlechtsspezifischen Funktionszuweisung zugleich unterschiedliche Macht zugeteilt wird, die sich in der Privatheit unkontrolliert entladen kann.

Wenn in der Familiensoziologie oder in der Familienpolitik von Familie gesprochen wird, dann wird gerade dieser Aspekt der unterschiedlichen Betroffenheit und Interessenlage von Mann, Frau und Kindern ausgeblendet; ausgeblendet bleibt auch, daß Familie vor allem Alltag von Frauen, Frauen-Arbeit heißt. Damit kommen wir zum zweiten Abschnitt dieses Referates, den wir überschreiben wollen: Familienarbeit ist überwiegend Frauenarbeit, eine Arbeit, die sich im Lauf der Zeit gewandelt hat.

Frauenalltag in der Familie, das ist zunächst Hausarbeit - materielle und psychische Versorgung der Familienangehörigen, tagtägliche Arbeitsverrichtungen wie Kochen, Putzen, Waschen, Einkaufen, und emotionale Zuwendung, also die umfassende Sorge rund um immer wiederkehrende leiblich-seelische Bedürfnisse. Legt man diesen Begriff von Hausarbeit zugrunde, so wird klar, daß allen Beschwörungen der knopfdrückenden Hausfrau zum Trotz die familiäre Arbeit nicht leichter und weniger, sondern eben anders geworden ist. War im bürgerlichen Haushalt materielle und immaterielle Hausarbeit, d.h. die sog. schmutzige Arbeit und Erziehung und Repräsentation, auf zwei Frauen verteilt, nämlich einmal auf die Hausfrau und zum andern auf das Dienstmädchen, und war die Hausarbeit von Unterschichtsfrauen ausgefüllt mit materiellen Arbeiten, so ist jede einzelne Frau heute für alle Aspekte der Arbeit zuständig: sowohl für die sog. niederen, schmutzigen wie für die allgemein höher bewerteten emotionalen und erzieherischen Seiten. Die Ambivalenz zwischen der hehren Weiblichkeit und Mütterlichkeit und der Verachtung derjenigen, die für andere den Dreck wegzuschaffen haben, hat sich in die Subjekte hineinverlagert; das Dienstmädchen existiert weiterhin als Negativsymbol der hausarbeitenden Frau. Frauen weisen mit dem Satz "ich bin doch nicht euer Dienstmädchen" noch einmal auf den gesellschaftlichen Makel und auf die andere, die verachtete Seite von Hausarbeit hin. Das Stereotyp der Hausfrau, der das Saubermachen nicht Unlust, sondern Lust bereitet, ist immer auch ein Versuch, den ambivalenten Gehalt von Hausarbeit zu leugnen. Hilft jedoch auch diese Beschönigung des Arbeitscharakters von Familie nicht, so wird die faktische

Belastung durch Hausarbeit insgesamt für unerheblich erklärt. Daß der Eindruck von Familie als arbeitsfreiem Raum überhaupt entstehen kann, liegt u.a. daran, daß heute immer weniger jene familialen Arbeiten im Vordergrund stehen, die unmittelbar sichtbar sind, wie Kochen, Putzen etc. Wer aber wertet es schon als Arbeit, wenn Mütter am Spielplatz sitzen und ihre Kinder betreuen? Ist Kinderbetreuung heute aber nicht sogar schwieriger geworden? Es hat sich eine Umverteilung in den Inhalten der Hausarbeit ergeben. Denn je weniger die Erwartungen an ein "erfülltes" Leben allein schon durch die Bereitstellung und Sicherung des notwendigen materiellen Bedarfs befriedigt werden können, desto mehr wird die "psychische Haushaltsführung" zur expliziten Anforderung an Frauen. Die familialen Beziehungen werden damit mehr und mehr selbst zum Gegenstand der Arbeit der Frauen. Die Zunahme des Anteils der psychischen Arbeit an der familialen Arbeit bedingt u.a. das Gefühl der Frauen, ständig mehr zu geben als zu bekommen. Möglich geworden ist dieses Gefühl sicher erst mit dem Auftauchen von Alternativen. Gleichzeitig aber ziehen Frauen gerade aus dem hohen Anteil an "Gefühlsarbeit" in der Familie besondere Befriedigung; gerade dadurch sind sie überzeugt, in der Suche nach Selbstverwirklichung und persönlichem Glück auf das Leben in einer Familie oder einer familienähnlichen Gemeinschaft angewiesen zu sein. Wir sehen also, wie sich die familiale Dialektik von Eigenleben und Fremdbestimmtheit noch einmal im Frauenalltag in der Familie niederschlägt.

Im dritten Abschnitt möchten wir nun zeigen, wie abhängig das Interesse von Frauen an Familie von der jeweiligen Lebensphase, Lebenssituation ist, in der sich eine Frau befindet. Wir beziehen uns hier auf eine Studie (ECKART/JAERISCH/KRAMER 1979), in der Lohnarbeits- und Familienbiographien von Industriearbeiterinnen untersucht werden. Die Ergebnisse dieser Studie können hier nur sehr verkürzt dargestellt und auch nur bedingt für andere Frauengruppen verallgemeinert werden. Und doch geben sie Einblick in Strategien von Frauen, Beruf und Familie so zusammenzubringen, daß Überforderungen reduziert werden.

Die jungen, noch unverheirateten Arbeiterinnen haben gegenüber der Norm der geschlechtlichen Arbeitsteilung eine erstaunlich traditionelle Einstellung. In der festen Bindung an ihren Freund erhoffen sie sowohl Unterstützung bei der Ablösung von der Elternfamilie als

auch die Alternative (durch Eheschließung) zur Fabrikarbeit. Anders als noch ihre Mütter können sie auch schon vor der Heirat engere Beziehungen eingehen, ohne durch eine unfreiwillige Schwangerschaft ihre Lebensplanung zu gefährden. Damit besteht jedoch umgekehrt die Gefahr, daß die Legalisierung einer Beziehung nicht unbedingt im Interesse der befreundeten Männer ist. Durch "Vorausinvestitionen" in Form freiwilliger Hausarbeit müssen die jungen Frauen u.U. selbst dafür sorgen, die Ehe attraktiv zu machen.

Die erste Familienphase, die mit kleinen Kindern bis zum Schulalter, ist die arbeitsintensivste. Zur Hausarbeit und Lohnarbeit für die weitere materielle Ausstattung (Hausbau, größere Wohnung) und die Absicherung des Familienlebens tritt nun noch die Kinderbetreuung. Die Beziehungsstruktur "erweitert" sich zur Kleinfamilie. Die Anforderung an die Beziehungsarbeit und die zeitlichen Koordinationszwänge wachsen damit. Die Arbeitsteilung zwischen dem Ehepaar verfestigt sich nach Kompetenzbereichen der Innen- und Außenarbeiten für die Familie. Dabei erleben die Arbeiterinnen die Zuständigkeit für familiäre Arbeit durchaus nicht nur als Zwang; teils entspricht sie ihren Wünschen, in der Sorge für die Familienangehörigen eine qualitativ andere Arbeit als die der restringierten Lohnarbeit zu erleben. Wenn allerdings nach der Geburt eines Kindes der Wunsch, mit der Lohnarbeit aufzuhören, womöglich ein zweites Mal enttäuscht wird, zeigt sich für viele Frauen, daß ihre Doppelarbeit die Folge falscher ökonomischer Erwartungen an die Ehe ist. Die Legitimation geschlechtlicher Arbeitsteilung gerät durch die tägliche Erfahrung ungleicher Belastungen der Eheleute für die Frauen empfindlich ins Wanken. Häufig kommt es dann zu vermehrter Beziehungsarbeit der Frau, wenn sie, um eheliche Konflikte zu vermeiden, trotz eigener Erwerbstätigkeit am Ideal der geschlechtlichen Arbeitsteilung festhält und den Mann in seinem trügerischen Selbstbild als Hauptverdiener stützt, indem sie ihre eigene Arbeit entwertet.

In der zweiten Familienphase, in der die Kinder im schulpflichtigen Alter sind, nehmen die materiellen Belastungen durch Hausarbeit wieder ab; die emotionalen Anforderungen an die Frau als zentrale Bezugsperson aller Familienmitglieder werden jedoch deutlicher und größer. Die traditionelle Arbeitsteilung wird meist dann verfestigt, wenn die Hausfrau ihre Berufstätigkeit zeitweise unterbrochen hat und dadurch Kompetenz und Fertigkeiten in der Hausarbeit bei ihr konzentriert wurden. Jetzt kommen auch noch zusätzliche Belastungen

durch die Schule auf die Frauen zu. In dieser Phase des Familienlebens arbeiten die Frauen faktisch für die Erhaltung sowohl gegenwärtiger Arbeitskräfte als auch für die Ausbildung zukünftiger. Das subjektive Motiv, den geliebten Familienmitgliedern das Leben zu erleichtern, kann dazu führen, daß die Durchsetzung eigener Interessen für das gleiche Ziel, selbst ein angenehmes Leben zu haben, vernachlässigt wird. Wird die Lohnarbeit in der ersten und zweiten Familienphase häufig eher als zusätzliche Belastung erfahren, so kann sie für jene Frauen zur Entlastung werden, die ihre Berufstätigkeit unterbrochen haben, nämlich zur Entlastung von der Isolation im Haushalt. Das gilt besonders auch während der dritten Familienphase, wenn die Kinder aus dem Haus sind. Hausarbeit und Lohnarbeit sind zu diesem Zeitpunkt fester Bestandteil des Alltags geworden; Familie reduziert sich innerhalb der Wohnung wieder auf die Ehebeziehung. Bei einer früheren Pensionierung des Mannes hat auch das Einkommen der Frau größeres ökonomisches Gewicht und die Machtstruktur in der Beziehung kann sich ändern. Über mögliche Unterbrechungen der Lohnarbeit im Laufe des Familienlebens hinweg bleibt die Hausarbeit die Konstante im Arbeitsleben der Frau und Quelle für ein Selbstbewusstsein der eigenen Leistungsfähigkeit, besonders nachdem die Streßphasen überwunden sind. Die Strategien der Entlastung können sich in dieser dritten Familienphase sogar umkehren: nicht mehr eine Änderung der Arbeitsteilung wird gewünscht, sondern deren Beibehaltung. Nach der "Pensionierung als Mutter" wollen die Frauen weder zur ausschließlichen Hausfrau noch zur ausschließlichen Lohnarbeiterin reduziert werden.

Die "abweichenden" Biographien der alleinstehenden, geschiedenen usw. Arbeiterinnen zeigen, daß die Fixierung auf ein Versorgtsein durch die Ehe, das sich im Nachhinein als Fehlkalkulation erweist, wie auch der Verzicht auf Ehe oft teuer bezahlt werden müssen. Allerdings: Über die Verschiedenheit der Familiensituationen durch die Phasen hindurch und über die subjektiven Bedeutungen hinweg, die Familie für Frauen hat, dürfen die allen gemeinsamen gesellschaftlichen Bedingungen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die Frauen überhaupt erst zum Ausbalancieren zwingen, nicht aus dem Blick geraten.

Die Biographien der Arbeiterinnen veranschaulichen unsere These der besonderen Betroffenheit von Frauen durch Familie und deren ambiva-

lente Bedeutung. Wie geht nun der Dritte Familienbericht auf diese Ambivalenz von Familie ein?

Auf den ersten Blick scheint er die Lebensrealität von Frauen in der Familie sehr zutreffend zu beschreiben. Minutiös werden Merkmale der gegenwärtigen Organisation von Berufsarbeit und familialer Arbeit als frauen- und familienfeindlich aufgezeigt; die Kommission läßt sich gar zu so radikalen Aussagen hinreißen, wie: "Jede Mutter, nicht nur diejenige der vaterlosen Familie, ist eine alleinstehende" (S. 118). Die Arbeit in der Familie wird als zentral, als lebensnotwendig und für die Gesellschaft unerlässlich erkannt. Aber das, was da aufgelistet wird, das sind nicht Leistungen der Familie, das ist überwiegend die Arbeit der Frauen. Und das Interesse der Kommission an dieser gesellschaftlich notwendigen Arbeit von Frauen geht so weit, und nur so weit, wie die nicht näher ausgewiesenen Interessen der Gesellschaft an Familie. Was ist also das gesellschaftliche Problem, das im Familienbericht beklagt wird? Die Probleme der Frauen jedenfalls - die Nichtanerkennung ihrer familialen Arbeit, ihr Aufgeriebensein zwischen Hausarbeit und Berufsarbeit, die zerstörerische Überbelastung durch Familiensituation, Mutterschaft und untergeordnete Berufsarbeit, - diese Probleme sind nicht die zentralen Probleme des Familienberichts. Das Problem beginnt für ihn dort, wo Frauen diese Belastungen abzubauen versuchen: indem sie weniger Kinder bekommen, als sie sich "eigentlich" wünschen, wenn man den Autoren glauben darf. Der Geburtenrückgang ist also das gesellschaftliche Problem, das der sozialpolitischen Diskussion und, wenn es eben nicht anders geht, der ordnungspolitischen Eingriffe bedarf... Wie lästig ist anscheinend einer kontrollierenden Politik, daß die Frau dazu in der Lage ist, "allein zu entscheiden, ob sie schwanger werden will oder nicht" und (Zitat) "damit ihre Entscheidungsfreiheit auch gegenüber vielfach noch patriarchalisch eingestellten Männern größer geworden (ist)" (S. 119). Uns scheint hier anzuklingen, daß Bevölkerungspolitik nicht nur scheinbar rationalen sozialpolitischen Zwecken dient, sondern gleichzeitig als Mittel zur Durchsetzung von Kontrolle über Frauen, die beginnen, über ihr Leben selbst zu entscheiden. Wie freundlich, daß die Familienberichtersteller den Müttern die "längst fällige" Anerkennung und Hilfestellung zuteil werden lassen wollen, damit sie ihr "Grundbedürfnis menschlicher Existenz" (S. 167) nach nicht ein bis zwei, sondern zwei bis drei Kindern befriedigen können. Denn leider verkennt die Analyse des Familienberichts das Interesse von Frauen an Familie, Kindern und Be-

ruf. Frauen haben zwar ein eindeutiges Interesse an einem Privatbereich: Sie haben Interesse an emotionalen Beziehungen, sie haben Interesse an einem Lebensbereich, den sie vergleichsweise autonom und ohne die Zwänge der Berufsarbeit gestalten können. Viele Frauen haben auch ein fundamentales ökonomisches Interesse an diesem Bereich. Familie versprach bislang, für Frauen diese Interessen zu garantieren. Aber der Preis für die Realisierung dieser Interessen ist für Frauen häufig hoch, ihr Wunsch nach einer Reduktion von Belastung kaum realisierbar. Die Wahlfreiheit, die im Familienbericht als Lösung des Konflikts Beruf - Familie propagiert wird, ist aber nicht nur für Arbeiterinnen unrealistisch. Auch für höherqualifizierte Frauen gibt es keine wirkliche Wahl. Die Hoffnung auf einen qualifizierten Arbeitseinsatz müssen sie oft in den Wind schreiben; oder auf familiäre Beziehungen verzichten, um im Beruf neue Wege zu suchen. Oder sie müssen in Kauf nehmen, daß für professionelles Engagement und außerberufliche Interessen nur soviel Zeit und Energie übrigbleibt, wie die Familienangehörigen übriglassen. Und das alles, obwohl weder die Familie noch die Berufsarbeit allein für Frauen Stabilität, sichere Lebensperspektive, Befriedigung und Anerkennung garantieren. Kann da noch die Rede von der Drei-Kind-Familie sein, die sich Frauen "eigentlich" wünschen? Ist nicht die Annahme plausibler, daß Frauen aus ihrer strukturellen Problemlage heraus Strategien entwickeln, um die Belastungen ihrer Situation auf ein lebbares Mindestmaß zu reduzieren? Die Reduktion der Kinderzahl ist hierfür nur eine der Strategien. Daß der Geburtenrückgang gesellschaftliche Probleme verursachen kann, wird niemand bestreiten, obwohl der Familienbericht auf ihre genaue Benennung und auf eine Diskussion alternativer Lösungsmöglichkeiten verzichtet. Die Probleme von Frauen mit Familie und Kindern sind aber andere als die Probleme des Staates mit dem Bevölkerungsrückgang. Und wenn der Geburtenrückgang ein gesellschaftspolitisches Problem darstellt, dann verlangt es auch eine gesellschaftliche Lösung, keine Lösung, die abermals nur von Frauen Anpassung verlangt.

Die Ambivalenz der Familie für Frauen wird im Familienbericht zwar nicht ignoriert, aber Anstrengungen für deren Abbau werden individualisiert. Das Propagieren der individuellen Wahlfreiheit und das Angebot kurzfristiger, nur scheinbarer Hilfestellungen dienen lediglich dazu, den Status der Frauen rund um ihre Zuständigkeit für den

Bereich Familie zu flexibilisieren, nicht aber den Status quo der geschlechtlichen Arbeitsteilung zu verändern, geschweige denn an der grundlegenden Trennung von Beruf und Familie zu rütteln.

Literatur:

- ECKART/JAERISCH/ KRAMER 1979: Frauenarbeit in Familie und Fabrik, Frankfurt, New York
- OSTNER/PIEPER 1980: Problemstruktur Familie: über die Schwierigkeit in und mit Familie zu leben, in dieselben (Hg.): Arbeitsbereich Familie, Frankfurt
- TYRELL, H. 1979: Familie und gesellschaftliche Differenzierung, in PROSS H. (Hg.): Familie - wohin? 1979, S. 13 - 82
- URDZE/RERRICH 1979: Frauenalltag und Kinderwunsch, DFG-Forschungsbericht, München
- WAHL/TÜLLMANN/HONIG/GRAVENHORST 1980: Familien sind anders, Reinbek